

Die Leute von St. Bonifaz.

Nr. 35

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung)

2. Kapitel.

Gs war nach Feierabend, als sich Peter vor der Tür des Scheins einsand. Sie stand offen. Er tat einen Blick in die Stube, um sich zu vergewissern, ob Mathias schon dabeisei.

Er sah nur die Maridai, die am Fenster über eine Arbeit gebüsst saß und emsig nähte. Sie plauderte dabei mit einem kleinen Jungen, der ihm noch nicht zu Gesicht gekommen war und hinter ihr auf der Bank stand. Plötzlich sah sie dieser von rückwärts um den Hals und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

Mari blickte sie auf, ihr junges Gesicht erhellte sich, aber sie blieb sitzen, ohne sich zu rühren.

„Der Bub erwürgt Dich ja,“ rief Peter berzutretend, um sie von dieser alzu zärtlichen Umarmung zu befreien. Der kleine Hammerte sich nur um so fester an sie.

„Läß ihn gehen,“ bat Maridai, „der Rudi schaut sich vor Dir; er hat mir an, weil ich sei Hosen flicken muß.“

„Das macht nichts, komm her Rudi, wir turnen derweil miteinander.“

Als ihn Peter in die Höhe heben wollte, schrie der Junge und wehrte ihn mit den Beinen ab. Die Eigenart seiner Bewegungen verrietten ihm, daß der Kleine, er möchte etwa sechs Jahre alt sein, die rechte Hüfte verrenkt hatte.

„Sei nicht so dumm, ich tu Dir ja nichts, da hast eine Birne.“ Peter nahm sie aus der Rocktasche und hielt sie ihm hin. „Schau, wie proß sie ist“. Er wollte ihn heranlocken, um ihn näher zu untersuchen, aber Rudi schien diese Absicht zu wittern und verlangte energisch nach seiner Hose.

Maridai zog den Zaden ab und reichte sie ihm hin: „Ta, und gib acht darauf ich sied Dir's nicht wieder.“

Rudi schlüpste hinein und sprang gegen die Tür. „Und Deine Birne?“ fragte Peter, „nimmst sie nicht mit?“

Der Kleine überlegte einen Augenblick, trat einen Schritt näher dann hatte er sie ihm plötzlich aus der Hand gerissen und draußen war er.

„Armer Kerl,“ bemerkte Peter, wie zu sich selbst sprechend, „der muß schon viel Spott und Hohn wegen seiner Verunstaltung erlitten haben, daß sich dies falsche Empfindungsgefühl entwickeln konnte.“

Er trat zu dem Mädchen, das auf ihrem Platz geblieben war. An die Mauer gelehnt,

saß er auf die Finger, die mit großen Stichen und geringer Gewandtheit die Decke des Buben auszuhussen versuchte.

Das Kind lag bereits im Schatten und vom See her wehte eine angenehme Kühlung durch das geöffnete Fenster.

„Weschicht denn nichts für den Buben?“ fragte er nach einer Pause.

„Was soll denn geschehen?“ fragte sie, ihn mit großen Augen anblickend.

„Er hat die Hüfte verrenkt.“

„Er ist als klein's Kind vom Tisch runter gefallen.“

„Und man hat sich nicht weiter darum geskümmert?“

„Da kann man mir machen.“

„So ist das Eure Absicht wenn g'hort er denn?“

„Das weißt nicht? Es ist der Mathi ihrer.“

„Der Mathi!“ rief er, in nicht gerade freudigem Staunen.

Sie nickte und sagte gleichmütig: „A ledigs Kind.“

„Und der Vater?“

Sie lachte ein kurzes verächtliches Lachen aus: „Mi Jesus, der Vater! Der Großvater ist der Vormund.“

„Und der läßt den Buben so weiter wachsen?“

„Was willst denn, wenn einer schief ist den machst nimmer good.“

„Hat ihn der Doktor schon einmal untersucht?“

„Na, der möcht gleich Gott weiß was dafür verlangen, und in Salzburg auf der Klinik verpakt erst recht die Leut.“

Peter tat einen Seufzer der Ungeduld.

„Der Bub hat ein gescheites Gesicht,“ begann er dann wieder.

Da sah sie empor und aus ihren blauen Augen leuchtete ein ganz mutterlicher Stolz: „Ob der g'scheit ist, nur zu viel und lieb is er und herzig, wenn er mit mir allein is, aber -- er hat mir gut's aus der Welt, dem Großvater is er z'wider, die Mathel mag ihn nit wegen sein' Vater und der geistliche Herr kann ihn wieder nit leiden wegen der Mathel.“

„Der hat's gut getroffen mit seiner Verwandtschaft. Aber was hat denn der Geistliche dabei zu tun?“

„Der is bös auf die Mathel, weil sie den Zimmermann Franzel beschuldigt hat, er hätt's

tan aber der Herr Pfarrer sagt, das sei erlogen, der Franzel sei der Kommunist und Pravst im Ort, dem dürft man so was nit nachhagen. So ja, a Kirchengeber is er schon und bei jeder Wallfahrt ist er dabei, und kein anderer pendiert so schöne große Sterzen wie er; das is ja wahr, aber das andere is ebenso wahr, und wenn die Mathel sagt, er is der Vater, dann is er's auch und der Herr Kaplan kann sagen, was er will; die Mathel lägt nicht und sie hat mit kein' andern was g'habt. Wie denn auch; wer summert sich denn um ein armes Laubblümchen? Mädel den Franzel hat's nit geniert. In der Nacht hat er sie überfallen, da oben om Heuboden war's, wo Du jetzt schlafst. Sie hat ihn 'flapt, er soll zahlen, er hat aber g'schworen, vor Gericht hat er's g'schworen, er wör's nit g'weisen, und im ganzen Dorf hat er sie noch verleumdet oben drin. In der Nacht is' finster, hat er g'sagt, wer weiß, wer zu ihr eing'schlissen is, sieben hat's ihn nit können, hören tut's a nit, hat er g'sagt, wie kann sie also behaupten, i wör's g'weisen, i war's nit, i kann's beschwören. Ich hab' mei Weib und mei Bett, Gott sei Dank, i brauch so was nöt. So hat er g'sagt und die Mathel is abgewiesen word'n und mir hat's kriegt, nöt an Streuer fürs Kind, und so hat der Bua kan Vater und nur die Schand davon.“

„Als der einzige Schuldige,“ murmelte Peter mit bitterem Lächeln.

„An ihm geht's halt aus.“ Sie hatte ohne Verlegenheit gesprochen und den obszönen Vorgang so gleichmäßig auseinandersetzt wie etwas Alltägliches; es wirkte abschließend aus dem Mund dieses fast kindlich aussehenden Mädchens. Als sie aber die Mathel gegen den Verdacht, gelogen zu haben, verteidigte, summte ein jähres Mot in dem bageren Gesicht auf, ihre Stimme wurde lauter und gewann Leben und Ausdruck. Das wirkte versöhnend. Sie war also doch nicht so stumpfsinnig und innerlich roh, wie es den Anschein hatte. Sie hatte Gefühl für das Unrechte, das eine Schuhlose erlitten, und es empörte sie. Zum erstenmal betrachtete er sie nicht ohne Teilnahme. Da hob sie plötzlich den Kopf. Unter dem warmen Blick seiner dunklen Augen blieb sie einen Augenblick wie gebannt, dann warf sie das Nähzeng hin und sprang auf. Geschrei und Gehetn der rausgenden Jugend tönte von außen herein.

„Herrgott, da haben 's schon wieder den Rudi in der Arbeit, und wie sich der wehrt -- ich werd' Euch.“ Sie lief hinaus. Peter

trat an die Tür. Er musste lachen über die Unparteilichkeit, mit der sie, ohne auf die verschiedenen Beschwerden zu achten, alle miteinander durchsägelle.

Er sah nach der Uhr und segte sich dann aus Fenster. Er entnahm seiner Priestertasche den Brief, den er eben von der Post geholt und im Vergehen rasch übersogen hatte. Er war von Hilde, seiner Frau. Mit Wohlgefallen richten seine Augen auf den klaren Schriftzügen von eigenartigem Gepräge, und, jedes Wort mit den Lippen nachsprechend, es gleichsam in sich hineinsaugend, las er den Brief noch einmal:

„Mein lieber Peter!

Du bist heraußen, Du bist wieder frei, frei, frei. Ich hab es mir immer wieder zugernstet, als ich Deinen Brief aus Salzburg in Händen hatte, den ersten nach überstandener Haft. Wie fröhlich war er geschrieben, recht übermäßig. Ich lachte über jedes Wort und lachte, bis mir die Tränen kamen. Da, die Schwäche kommt hinterdrein. Ich musste daran denken, wie Du monatelang in diesem engen, abhörendlichen Loch gehaust, wo Dich der Ekel überschlagen hatte, der physische wie der moralische. — Nun ist's vorüber, nun scheint Dir wieder die Sonne und Du kannst gehen, wohin Du willst. Zu mir bist Du nicht gekommen, Du böser Mensch. Aber ich verstehe, was Dich bewogen hat, die Heimat aufzusuchen. Du umstzt doch nach Deinem Erbe sehen, ehe Du daran gehst, es zu verkaufen. Und der Ort soll sehr schön sein. Du wirst Dich dort rasch erholen. Du brauchst Erholung. Man hat mir geschrieben. Du fähest blass und angegriffen aus — ich bitte Dich, bleibe solange als möglich. Weißt Du, daß ich nürrisch genug war und einen Augenblick ernstlich daran dachte, mich auf die Bahn zu setzen und direkt nach Deinem St. Bonifaz zu fahren — aber die Reisekosten — ! Und dann keune ich Deine Familie nicht, wer weiß, wie sie mich empfangen hätte. Ich es weiß, ich kann sie nicht empfangen. Zum Augenblick bin ich hier notwendig und kann keinen Sommer entbehren; die Buchbinderrinnen stehen im Streik, es ist Ausicht vorhanden, daß sie bei einiger Fertigkeit etwas durchziehen, aber es muß tüchtig gearbeitet werden. Kümmer, Du weißt ja, wie schwierig und mühevoll die Agitation unter den Frauen ist, bei den Heimarbeiterrinnen vor allen. Dir brauch ich das nicht zu erzählen, aber Du sollst mit mir zufrieden sein, wenn Du zurückkehrst.

Einstweilen bleibst Du in Deinem St. Bonifaz und solange als möglich. Und nichts sollst Du tun, hörest Du, Liebster, gar nichts anderes, als Dich erholen. Sein blasses Aussehen beklümmt mich.

Und wieviel Arbeit erwartet Dich, sobald Du wieder eingerückt sein wirst. Genuß. Heut sag' ich Dir nur, ich will Dich nicht früher hier haben, als bist Du dunkelgebräunte Wangen und frische Augen aufweisen kannst.

Leb wohl. Ich küsse Dich in Gedanken und ich lasse mich von Dir küssen, so heiß und oft malig, wie ich's in Wirklichkeit gar nicht dulde. In dieser Entfernung, weißt Du — hat's keine Gefahr für Deine Hilde.“

„Meine Hilde,“ murmelte er weich. Er sah sie vor sich, das prächtige Mädel, mit den schönen ernsten Augen, die auch ernst blieben, selbst wenn sie lächelte. Dann milderte sich der etwas strenge Ausdruck in ihrem Gesicht, dann hätte er sie in seine Arme nehmen und mit Küschen erstickt mögen — aber sie wußte ihn abzuwehren, — sie dachte nicht daran, in gleicher Münze zurückzuzahlen — . Sie war so furchtbar vernünftig, von einer Selbstbeherrschung, die es ihm erleichterte, ebenfalls vernünftig zu sein, ja wahrhaftig! Aber er wünschte, sie wäre der Regelung ihres Herzens gefolgt und wäre da —

„Zu vernünftig, zu vernünftig,“ murmelte er, halb verdrießlich, halb von dem Gedanken

geschniechelt, daß er eine so kluge und tüchtige Frau haben werde. Wenn er hier nur den ganzen Krempel bald los würdel! Wenn Mathias ihm den Grund und seinen Haushalt abkaufte, er könnte es billig haben, um so billiger, wenn er ihn bar bezahlte.

Der Alte musste wohl etwas auf die Seite gebracht haben — er lebte seit Jahren allein — und bei seinen geringen Verdienstnissen.

Wenn er Geld in die Hand bekäme. Geld! Es schwindelte ihn fast bei dem Gedanken, dann könnte er heiraten, einen Haushalt gründen, nach dem er sich lange gesucht und — ach, wie viel gab es noch, nach dem er sich sehntet! Er, er hatte Verdienstnisse —

Nahende Schritte ließen sich vernehmen. Mathias trat ein und begrüßte den Schwestersohn laut und humorvoll.

„Da ist er ja, der Tausendsassa. Na, grüß Gott, bleib nur sitzen, i bin gleich fertig.“ Er brachte seine Geräte in Ordnung, während er Peter verstohlen musterte, und setzte sich dann zu ihm an den Tisch.

„Schön's Wetter, was? Der See is warm — gehst vielleicht bilden?“ stichelte er.

„Ist schon besorgt, Mathias.“

„So — das macht Dir also no immer Spaß.“

„Na, i wasch mir no immer gern.“ entwiderte Peter, unwillkürlich Ton und Takti des Alten annehmend.

„No jo, warum denn nöt, wenn ma nie z'tun hat, so auf der Sommersaison, gel — oder möchst leicht länger da bleiben?“

„Vielleicht, wenn's mir so g'sallen tät.“

„No jo, no freili“. Er stoppte an seiner Kleße mit harten Ringern.

„I bin ja dabein auf mein Grund und Boden,“ sagte Peter.

„Um den Du Dich a lang's Zeitet nit lämmert hast.“

„Es „wir“ nit, möglich früher zu kommen.“

„Haha, stimmt schon — nit möglich — und wenn Du auch mögen hätt'st, so hätt'st nit können haba!“ höhnte Mathias, mit so deutlicher Beziehung, daß Peter erriet, er wisse um alles. Er wollte zu Ende kommen.

„Dort bin i da, Mathias, und jetzt wollen wir die Sach in Ordnung bringen.“

„Ja mei, was is da viel in Ordnung z'bringen. Das Gricht hat alles ausgemessen und abgeschält, so und so viel Mäster weißt eh.“

„I weiß, die Hälfte vom Grund und vom Haus g'hört mir.“

Mathias hatte ein höhnisches Lachen.

„Vom Haus — da haben wir aber Spaß g'habt, die Hälfte vom Haus — sehr gut — von der Hälfte is mir mehr da. Na Span mehr — sei Lieber; die Wänd' hat der Wurm zerfressen und das Dach hat der Wind weggetragen — alle Leut wissen's, daß ich's frisch h'schindelt hab. Die Dachbalken mußt i auswechseln, der Gang war vermorsch und die Stiegen so wacklig, daß sich niemand mehr auftraut hat, kurz, i hab a reich's Stöckel aufg'setzt, vom Grund aus neu, mit meinem Holz, mit meiner Arbeit, und weiß i nächst's Jahr a Sommerpartei haben will, los i jetzt vom Hödelmoser die Möbel machen — extra fein, a no. — Von Deiner Mutter is kan Stückel mehr da.“ — Er neiste. „Helf Gott, daß' wahr is.“

„Du hätt'st mich fragen müssen, Mathias, ob ich damit einverstanden bin, ich hätt' vielleicht die Reparaturen auf meine Kosten vornehmen lassen“, bemerkte Peter ruhig.

Mathias riß es förmlich in die Höhe.

„So, i hätt' warten sollen, bis mir das Stöckl auf 'n Kopf g'sallen wär — nah dran war's — und wo hätt' i Dich denn suchen sollen? — wie i mir endlich vom Gricht Auskunft erbeten hab — wo warst? — Da hab i aber

g'schaut —“ Er machte eine Pause und sah Peter an mit durchdringendem Blick, ehe er ihm das vernichtende Wort entgegenschleuderte: „Im Wängnis warst.“

Peter nahm es sehr kaltblütig auf; er lächelte. „Wein lieber Mathias, im Wängnis ic man nicht aus der Welt, im Gegenteil, da ic man sicher ausg'schoben und da kriegt man alles, was für einen bestimmt is, außer es is a 'scheit's Buch.“

„Das kann i nöt wissen, i war noch nie im Wängnis, Gott sei Dank.“ bemerkte Mathias hämisch, „hab auch noch nie mit Leuten zu tun p'babt, die dort waren, außer mit Dir, und übrigens hat sich jeder selbst um sein' Sachen zu kümmern.“

„Drum bin ich hier,“ sagte Peter seit mild bestimmt, „und ich bring's zur Entscheidung.“

Mathias wurde ängstlich: „Willst vielleicht prozessieren? Das Geld dem Advokaten in' Nachen schmeißen? I hoff, wir brauchen san Richter i bin a anständiger Mensch.“

„Ach auch.“

„Du! na ja, meinetwegen, also horch.“ Und nun rechnete er ihm ziffermäßig vor, daß das Hörnet mit vierhundert Gulden eingeschäbt war. Die Hälfte seien zweihundert; was er in den Jahren hineingeschickt habe, betrage mindestens ebensoviel. „Folglich,“ er rieb vergnügt seinen Schenkel, „schaut bei dem Haus für Dich nie mehr heraus“.

„Bleibt noch das Grundstück,“ bemerkte Peter mit Ruhe.

„Nichtig, is auch in zwei Teile geteilt, in eine Steinbruchparzelle und in eine Hausparzelle. — Die Hausparzelle g'hört mir,“ erwiderte Mathias in beinahe drohendem Ton.

Peter nickte: „Mir bleibt der Steinbruch.“

„G'hört schon Dir,“ dachte Mathias in heimlicher Schadenfreude. Auf seiner Hausparzelle entsprang die Quelle, die durch einen offenen Brunnen gesundes vorzügliches Wasser lieferte; auch die Zwetschkenbäume und das Dörrhäusel, um die Früchte zu trocknen, waren auf seiner Seite. Der Nachbargrund hatte nichts als Steine und einige alte Räume. Als Peter keine Einwendungen machte, hatte er Mühe, seine Befriedigung zu verbergen, aber er sagte wohlwollend:

„Aus dem Steinbruch taust mit fleißiger Arbeit immer noch was herauszuschlagen, aber wenn Du willst, so kauf ich Dir 'n ab.“

„Gut,“ sagte Peter rasch, „ich verkauft Dir ihn.“

„Aber billig —“

„Billig, wenn Du ihn bar bezahlst.“

„Was verlangst denn dafür?“ fragte er lauernd.

„Ich kenne den jetzigen Bodenpreis nicht, was willst Du mir geben.“

„Ja mein,“ sagte Mathias und kratzte sich hinter den Ohren, er zögert, einen Preis zu nennen, der niederste, den man in St. Bonifaz für eine Hälter Wiesengrund zu bezahlen pflegte, dünkte ihm noch zu hoch. Der Bursche da brauchte Geld, wenn er ihn zappeln ließ, dann — er sagte ja selbst, daß er ihn billig hergabe — er war überzeugt, er konnte ihn für einen Pappenstiel haben, er mußte ihn nur „Zappeln lassen a bissel“. — „Ich muß mir's noch überlegen,“ sagte er langsam und bedächtig. „'s Geld is rar — die Gründe sein billig — i tät's nur aus Freundschaft, daß i Dir 'n abnimmt.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte Peter mit seinem Lächeln.

„Also — no ja“ — der Alte stand unentschlossen, es drückte und würgte ihn, der Moment war günstig — das sah er wohl — und wenn er ihn damit für immer los würde, den verkommenen Stadtmenchen, den Sträfling, das wäre auch was wert — aber, er bracht die Biffer nicht über die Lippen.

„Ich muß mir's beschloßen,“ sagte er abwehrend. Damit trennten sie sich. (Forti. folgt.)

Die Reizhaut des Auges und das Licht.

Von Dr. Richard Sußmann.

Die Reizbarkeit durch Lichtstrahlungen ist wahrscheinlich eine allgemeine Eigenschaft der lebenden Substanz und kommt seinesfalls den Sinneszellen der besonderen Lichtsinnesorgane allein zu. In ganz eindrücklicher Weise lehrt dieses die direkte mikroskopische Beobachtung gewisser niederer Tiere von einem zelligen Bau, bei denen also von der Cristallenz und Wirksamkeit eines Sinnesorganes nicht die Rede sein kann. So beantworten einige von ihnen plötzliche Belichtung mit heftigen Schlägen ihrer Geschlechtskräfte, andere stellen umgekehrt die in der Dunkelheit lebhaften Kriechbewegungen bei Bestrahlung sofort ein. Aber auch bei den vielzähligen Repräsentanten der Tier und Pflanzenwelt sind Beispiele deutlicher Reizbarkeit durch Licht in Zellen solcher Gewebe anzutreffen, welche mit dem Sehakt nichts zu tun haben. Es ist demnach nur gestattet, zu sagen, daß die Lichtsinneszellen die Eigenchaft der Erregbarkeit durch Licht in einem verstärkten Maße besitzen. Man muß sich ferner hüten, eine Vielheit benachbarter Lichtempfindlicher Zellen ohne weiteres als Lichtsinnesorgan anzusprechen. Ein Sinnesorgan ist erst dann vorhanden, wenn irgendwie fürsorge getragen ist, die in den Sinneszellen ansäßige Erregung weiterzuleiten zu einem von ihnen getrennten Haufen nervöser Zellen (Ganglien, Gehirn). Hier kommt erst das, was wir die Sinnesempfindung nennen, zu stande; von hier aus findet auch die Übertragung des Reizes auf motorische (der Bewegung dienende) Nervengebiete statt. Es werden Bewegungen ausgelöst. Denn das ist ja die eigentliche Ausgabe des Lichtsinnes; die Orientierung des Individuums im Raum durch zweckmäßige Bewegungen zu regulieren. Ein vorgegebener Teil der mit der Aufnahme von Lichtreizen betrauten Gehirnabschnitte ist bei den Wirbeltieren mit der Ausbreitung der Sinneszellen innig zu einem einheitlichen häutigen Gebilde verwachsen, der Reizhaut. Man muß demnach an der Reizhaut der Wirbeltiere zwei funktionell verschiedene Teile auseinanderhalten, die Schicht der eigentlichen Sinneszellen, das sogenannte Sinnesepithel, und die übrigen Schichten, welche gemeinsam ein flächenhaft ausgedehntes mit dem Sinnesepithel intrenbar verwobenes optisches Ganglion darstellen. Was zunächst diesen letzteren Reizhautanteil betrifft, so ist erst in dem letzten Jahrzehnt durch vollkommenere Färbungsmethoden der Nervenzellen und ihrer Ausläufer eine größere Klarheit über die anatomischen Zusammenhänge der kompliziert gruppierten zelligen Bestandteile gewonnen worden. Von ihrer funktionellen Bedeutung im einzelnen wissen wir herzlich wenig. Dagegen sind uns vom Sinnesepithel einige zur Lichteinwirkung in Beziehung stehende Tatsachen bekannt, welche mir wert erscheinen, einem größeren Leserfreize vorgetragen zu werden. Und wenn man in der nachfolgenden Darstellung kein einheitliches Wissensgebäude sondern nur einzelne merkwürdige Bausteine finden wird, so möge man die ungeheueren Schwierigkeiten nicht übersehen, welche sich der Forschung darbieten, wenn sie danach strebt, die schnell entstehenden und sich wieder ausgleichenden Veränderungen in den feinen Sinneszellen festzuhalten und auch nach der zur Beobachtung notwendigen Loslösung von dem lebenden Organismus kenntlich zu machen. Zum Verständnis des Nachfolgenden ist eine ganz kurze Betrachtung der Formen und Bildungen im Sehsepithel nicht zu umgehen, wobei wir uns der größeren Einfachheit halber auf die Verhältnisse bei den Wirbeltieren

beschränken wollen. Gemeinhin unterscheidet man zwei Arten von Sinneszellen in der Reizhaut der Wirbeltiere, die Stäbchen- und die Zapfenzellen (vergl. Fig. 1). Diese Unterscheidung wird zwar der Mannigfaltigkeit der wirklich vorhandenen Bildungen nicht gerecht, immerhin genügt sie aber für eine gedrängte übersichtliche schematische Darstellung. In der Stäbchenzelle unterscheidet man das kürzere zylindrische Außenglied, das lirzere einen lichtbrechenden Körper enthaltende Innenglied, den dünnen oft fadenförmigen Zellkörper, der sich doch wo der Zelltern liegt zum „Zellkorn“ verbreitert und mit einer knopfförmigen Verdickung endet. Die Zapfenzellen haben ein kurzes keilförmiges Außenglied und ein breites bandiges Innenglied, welches einen großen eiformigen stark lichtbrechenden Körper, das Ellipsoid, und bei manchen Tiergruppen (Amphibien, Reptilien und Vogelvögeln) ein farbiges Oktogon in sich birgt. Der Zellkörper ist kürzer und breiter als bei der Stäbchenzelle und endet mit einer pinselartigen Aussäumung. Stäbchen und Zapfen stehen nebeneinander gleich gerichtet wie etwa die Skalen eines Jamms, ihre Außenglieder werden von den mit sehpurpurlichen Farbstoffnadeln erfüllten Zort führen einer einfachen Lage von Zellen umspannen, welche man das Pigmentepithel nennt. Wir sind berechtigt, in den Stäbchen einen sehr sensiblen Apparat zur Erkennung von einfachen Helligkeitsunterschieden zu erblicken, welcher die leichte Wahrnehmung von Bewegungen der Gegenstände im Raum ermöglicht, während der Zapfenapparat der Farbigkeit und Genauigkeit des Sehens dient. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die Reizhaut der im Dunkeln lebenden Wirbeltiere z. B. Fische, Eulen, Mäuse, sich durch einen großen Reichtum an Stäbchen auszeichnet, in der Reizhaut der Tagtiere dagegen der Zapfenapparat mehr in den Vordergrund tritt. Einer kurzen Erwähnung bedarf noch die den Wirbeltieren eigentümliche Richtung der Reizhautsinneszellen. Während im gesamten übrigen Tierreich die Reizhautstäbchen oder die ihnen gleichwertigen Gebilde nach vorn d. h. nach der Eintrittsstelle des Lichts hin gerichtet stehen, ist ihre Stellung bei den Wirbeltieren gerade umgekehrt, vom Schloß (Pupille) gegen die Augenkapsel hinzeigend. Das Licht muß also erst die durchsichtigen Gehirnschichten der Reizhaut durchdringen, ehe es zu den eigentlichen Sinneszellen gelangt. Wenden wir uns nun der Erörterung einiger wissenschaftlich sicher gestellten Veränderungen in der Reizhaut zu, welche durch den Lichtreiz ausgelöst werden.

Weit über die Kreise der wissenschaftlichen Welt hinaus erregte es berechtigte Aufmerksamkeit, als im Jahre 1876 Voll den Nachweis erbrachte, daß in der Reizhaut des Frosches ein rötlicher Farbstoff vorhandne, der durch Licht gebleicht wird und in der Dunkelheit sich wieder erneuert, der Sehpurpur. Bald stellte sich heraus, daß dieser Farbstoff ausschließlich in den Außengliedern der Stäbchen zu finden ist, hier aber auch überall durch die ganze Classe der Wirbeltiere angetroffen wird, soweit sie überhaupt Stäbchen aufzuweisen haben. Die Zapfen führen niemals Sehpurpur; also fehlt dieser auch Tieren, welche sich durch eine reine Zapfennetz haut auszeichnen, wie vielen Reptilien. Dunkeltiere dagegen bilden entsprechend ihrem großen Reichtum an Stäbchen, verhältnismäßig viel Sehpurpur. Die Lichteinwirkung auf den Sehpurpur ist eine örtlich völlig begrenzte, ähnlich der Einwirkung des Lichtes auf eine photographische Platte, so daß man instande ist, ziemlich genaue Optogramme auf der Reizhaut zu gewinnen. Die Phantasie des Volkes hat sich sehr bald dieser neuen Erkenntnis bemächtigt. Der Glaube, daß das Bild des Verbrechers in dem Auge seines Opfers mit gleich-

sam photographischer Treue festhaften kann, hat in ihr seine Wurzel. In der Tat ist freilich kein Fall der Art je sicher erwiesen worden. Der Farbe nach hat man im ganzen Wirbeltierreich zwei Arten von Sehpurpur unterschieden gelernt, eine violett-rötliche, welche den Aalen eigentlich ist, und eine mehr brandrote, die sich bei allen übrigen mit Reizhautstäbchen begabten Wirbeltieren findet. Ein bedeutend wissenschaftlicher Streit war bisher die Frage, ob der Sehpurpur bei seiner Belichtung durch Licht sofort zu „Schwarz“ gebleicht wird, oder ob sich zunächst als Zwischenstoff ein neuer stärker lichtbeständiger Farbstoff, das „Schreibl“, bildet. Das letztere war von Mühlé, dem verdientesten Bearbeiter der Sehpurpurprobleme, behauptet, durch die Untersuchungen anderer scheinbar widerlegt worden, ist aber in neuester Zeit auf Grund interessanter photographischer Versuche von Gatten wiederum zur Gelung gebracht worden. Die Bildungsstätte des Sehpurpurs ist das oben erwähnte Pigmentepithel, was u. a. aus folgenden beiden Beweisen hervorgeht. Wird etwa bei einem Mauschen künstlich eine Uthverse Ablösung der Reizhaut von ihrer Unterlage, dem Pigmentepithel, erzeugt, die Reizhaut durch starke Belichtung total gebleicht, und das Tier sodann eine genügend lange Zeit im Dunkeln gehalten, so hat sich der Sehpurpur in dem abgelösten Teil der Reizhaut nicht wieder gebildet, während der anliegende Teil eine schöne rote Färbung aufweist. Legt man ferner eine aus einem Krebsauge herausgenommene und gebleichte Reizhaut dem am Körper zurückgelassenen lebenden Pigmentepithel wieder auf, so nimmt sie nach entsprechendem Dunkelraumenthalt wiederum Purpurfärbung an. Zum Verständnis der Bedeutung des Sehpurpurs für die Erregung der nervösen Substanz in den Außengliedern der Reizhautstäbchen leitet eine recht bemerkenswerte Tatsache hinüber. Wenn man auf Grund möglichster Untersuchungen an Kurven graphisch zum Ausdruck bringt, erstens: wie stark die einzelnen Lichtarten des Spektrums vom Sehpurpur verschlußt (abwertet) werden; zweitens: wie schnell diese verschiedenfarbigen Strahlen des Spektrums den Sehpurpur zu bleichen vermögen, und endlich die Größe der Reizbarkeit der Reizhaut durch die Strahlungen des Spektrums, so erhält man Kurven, welche einander fast völlig gleichen. Es scheint demnach, daß durch die Gegenwart und Zersetzung des Sehpurpurs die Reizbarkeit der nervösen Substanz in den Stäbchenaußengliedern für bestimmte Strahlengattungen erhöht wird. Man kennt in der Technik der Photographie ähnlich wirkende Stoffe, welche man als Sensibilisatoren bezeichnet, deren Beimischung die Lichtempfindlichkeit der photographischen Platte erhöht.

Eine andere Veränderung der Reizhaut durch Licht kennen wir in der Beeinflussung der elektrischen sogenannten Reizhautströme. Es ist eine von Dubois-Reymond aufgedeckte Tatsache, daß die lebende Reizhaut ununterbrochen von einem elektrischen Strom in der Richtung von den Zapfen und Stäbchen nach dem Gehirnteil der Reizhaut hin durchflossen wird. Im Dunkeln hat dieser elektrische Strom eine bestimmte gleichmäßige Stärke (Bestandsstrom). Wird das Auge belichtet, so erleidet der Strom je nach der Tiergattung eine eigenartige Veränderung (Abschwächung oder Verstärkung), um nach erneuter Verdunklung nach kurzer Nachschwankung wieder zur alten Stärke zurückzuführen. Diese Lichtreaktion ist unendlich klein, sowohl in dem Sinne, daß sehr geringe Lichtreize genügen, um die charakteristische Stromschwankung hervorzurufen, sondern auch in bezug auf die Schnelligkeit des Eintritts der Reaktion. So erwies sich z. B. das nur

$\frac{1}{2}$ sec. Zeit und auf das Auge einwirksende Wirkung als zur Auflösung der elektrischen Reaktion genügend wirksam. Die Bedeutung der Rekhautströme liegt noch im Dunkeln. Beachtung verdient ein Vergleich mit der elektrischen Wirkungsfähigkeit der Schweißdrüsen. Während nämlich weder Muskel- noch Nervengewebe einen Rekhautstrom liefern, werden die Schweißdrüsen im Ruhezustande ähnlich wie die Rekhaut von einem elektrischen Strom durchflossen, der im Zustande der Tätigkeit Veränderungen unterliegt. Nun ist die Rekhaut entwicklungsgechichtlich nichts anderes als was die Schweißdrüsen sind, Einschlüsse des inneren Hautblattes (Otto Berndt). Es liegt also nahe, die elektrischen Rekhautströme mit der Sekretion (Auscheidung) von lichtempfindlichen Stoffen in Beziehung zu bringen.

Doch die Lichteinwirkung auf die lebende Netzhaut bestimmt Form- und Lageveränderungen der Sinneszellen regelmäßig herborruft, müssen wir seit etwa zweieinhalb Jahrzehnten. Am ausgeprägtesten ist dies an den Zapfen zu beobachten. Bei Belichtung verkürzen sich die Zinnenglieder der Zapfen (Zapfenkontraktion), indem sie zugleich an Breite und Tiefe zunehmen, und die Außenglieder vom Pigmentepithel weg nach dem Gehirnteil der Netzhaut hin verlagert werden. An der Dunkelheit strecken sich die Zinnenglieder wiederum und schieben die Außenglieder nach dem Pigmentepithel hin. (Vergl. Fig. 2.) Das geschilderte Bewegungsspiel findet sich im ganzen Wirbeltierreich überall da, wo Zapfen vorhanden sind, freilich mit erheblichen Unterschieden in Ausmaß der Veränderung. Während bei Fischen und Amphibien die Zapfenkontraktion sehr stark ist, wird sie bei Taubvögeln (Lauden) weniger stark und nimmt bei den Säugetieren erheblich ab, so daß sie bei Rasse und Mensch nur spärliche nachweisbar bleibt. Ganz unkontrollierbar ist die Zapfenverkürzung bei solchen Tieren, welche nur Zapfen in ihrer Netzhaut besitzen. Recht bedenklich erscheint es, daß die Zapfenkontraktion nicht nur durch direkte Belichtung, sondern auch durch Reizübertragung vom zentralen Nervensystem (Gehirn) hervorgerufen werden kann. Belichtet man nur das eine Auge eines Frosches während man das andere verdunkelt hält, so tritt die Zapfenverkürzung auch in dem Dunkelaugen auf. Zerstört man aber das Gehirn des Frosches, so bleiben die Zapfen des zweiten Auges in Dunkelstellung. Dieser Versuch beweist die Existenz eines sogenannten Meißerbogens, d. h. es wird ein durch Lichtwirkung in der Netzhaut des ersten Auges ausgelöster Reiz durch Nervenbahnen (Sehnerv) zum Gehirn weiter geleitet, springt dort auf nervöse Zentren der anderen Seite über und wird wiederum durch den Sehnerven dem Dunkelaugen zugeführt, um dort im Zapfengebiet denselben Effekt hervorzurufen, den im Hellauge das Licht direkt erzeugt. Auch im Stäbchenapparat findet unter Lichteinwirkung eine Lage- und Formveränderung statt, wenn auch lange nicht in so augenfälligem Maße wie bei den Zapfen. Es handelt sich hier aber um eine gegenseitige Bewegung, d. h. um Stäbchenstreckung im Licht und Stäbchenverkürzung in der Dunkelheit. Wenigstens sind bei den Taubvögeln und vielen Fischen solche Lichteinwirkungen festgestellt worden.

Über das ganze mit wirklichen Lichtsinnesorganen begabte Tierreich verbreitet sind die Einwirkungen des Lichtes auf das den Sinneszellen angelagerte Pigment- (Farbstoff) Epithel, von denen die Pigmentwanderung am meisten bekannt ist. Was die Wirbeltiere betrifft, so ist dargelegt worden, daß bei ihnen die Röhenglieder der Stäbchen und Zapfen von den Muslaufern des Pigmentepithels umfaßt werden. Wird das Auge be-

richtet, so schieben sich innerhalb der Zellfortsätze die zahlreichen dunkelbraunen Farbstoffnadeln von der Basis der Zellen gegen die Spitzen der Fortsätze hin vor und umgeben so die einzelnen Aufzweigungen mit einer lichtundurchlässigen Masse. Bei Verdunstung ziehen sich die Farbstoffnadeln wieder nach der Zellbasis hin zurück. Die Pigmentwanderung ist bei den niederen Wirbeltieren, etwa dem Frosch, sehr deutlich. Bei den höheren Säugetieren, z. B. Rinde und Weißschaf nur in einem minimalen

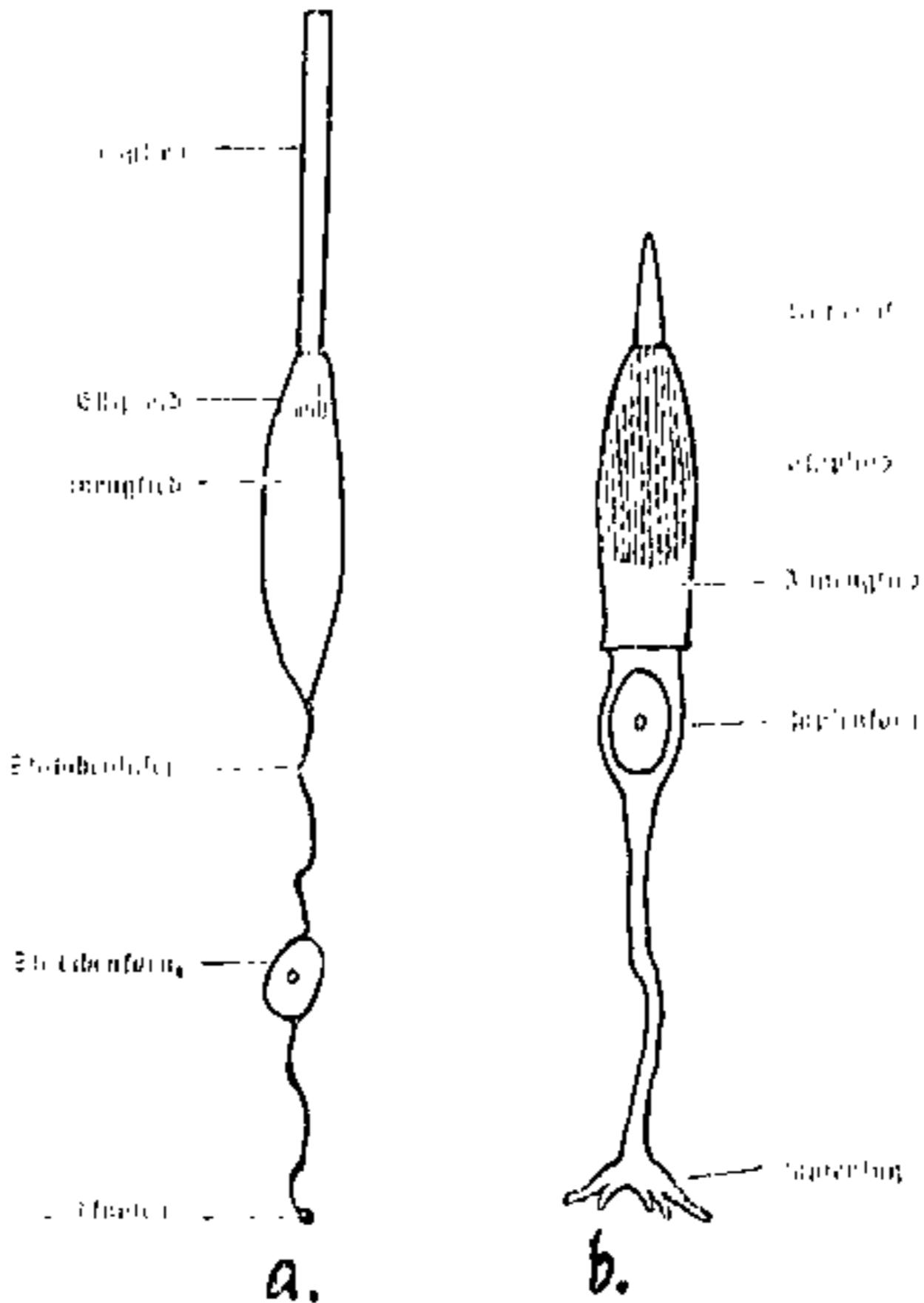


Abb. I. a. Stäbchenzelle, b. Zapfenzelle
der Netzhaut des Wientrichen.

Wolfe nachweisbar. Die Wichtigkeit des Vor-
gangen ist fünfzig. Werden die Stäbchen-
und Zapfenzwischenglieder im Zustande der Be-
leuchtung von einer dunklen Farbstoffhülle um-
kleidet, so wird es unmöglich, daß „Richtstrahlen“

Die Außenzügelzellen verlassen die Zellgruppe, um die benachbarten Sinneszellen mitreizzen. So ist dann eine isolierte Erregung der Sinneszellen und damit eine größere Genauigkeit des Zeichens gewährleistet.

Zu neuester Zeit hat Professor Gerten die
Geheimtheit der durch Licht ausgelösten Norm-

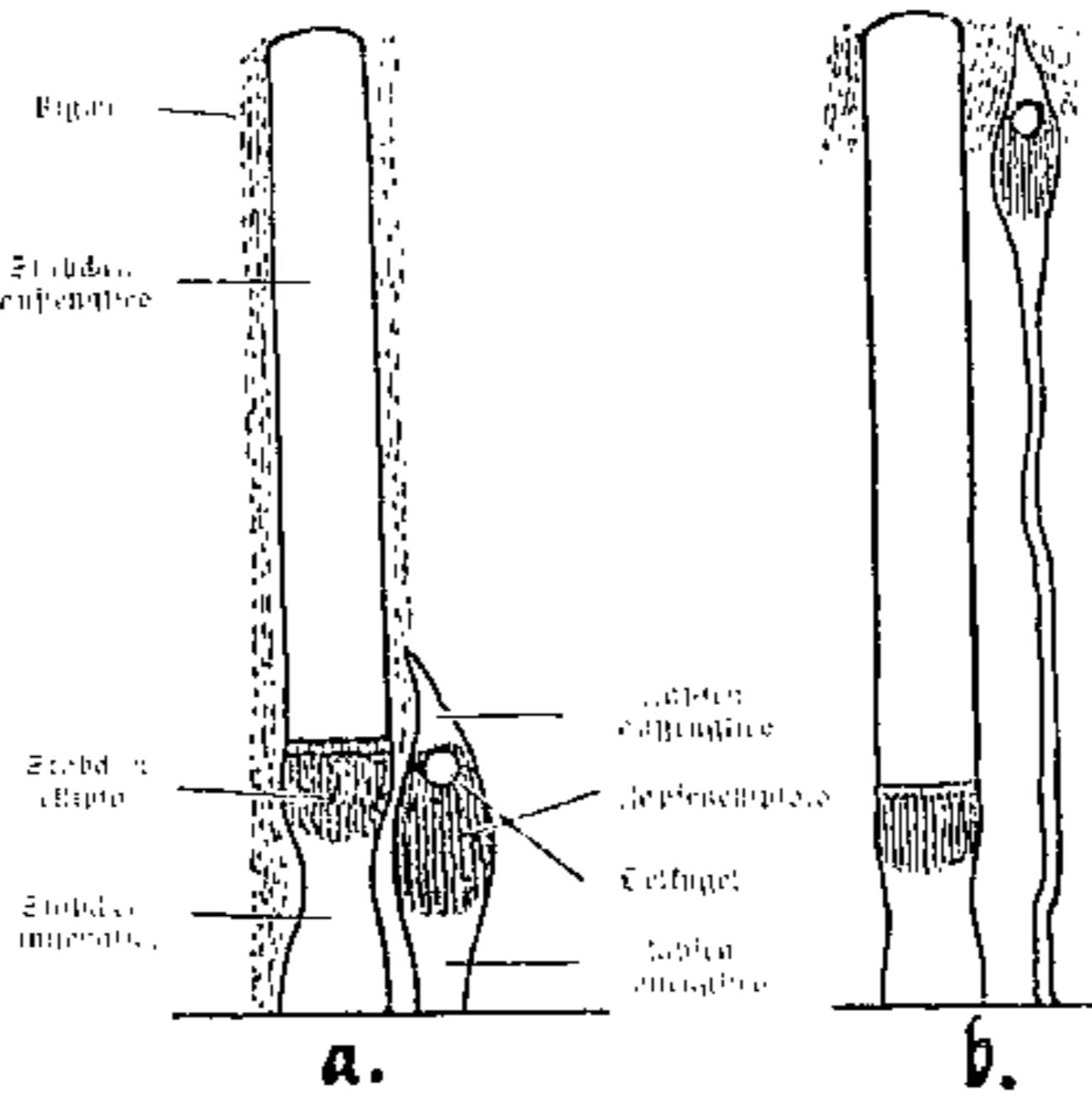


Fig. 2. Die Regenbogenzellen beim a. Lichtfrosch, b. Dunkelfrosch.

veränderungen in der Rebhaut etwa so zu
deutet verjücht. Überall dort, wo den Zapfen
eine breite Form der Zinnenglieder eine teils-
artige Gestalt der Aufzenglieder und gar starf
lichtbrechende Einlagerungen (Zellkugeln) eigen
sind, wird das Licht leicht nach den Seiten hin
verstreut werden können und darum zur voll-
kommenen optischen Isolierung eine prompte
Wanderung des Pigmentepithels theoretisch er-
fordert und in Wirklichkeit beobachtet. Die bei
Dunkelheit eintretende Streckung der Zapfen
und Verkürzung der Stäbchen bewirkt eine
Ausdehnung der Zapfen. Der Stäbchenapparat

tritt nun allein in Aktion, der, wie wir früher gesagt haben, dem Hell-Dunkelfsehen dient. Die zylindrisch geformten Röhenglieder der Stäbchen stehen jetzt dicht nebeneinander. Lichtstrahlen, welche etwa aus einem Stäbchen seitlich austreten, können noch ein benachbartes reizen, so daß das die Retina treffende Licht gut ausgenutzt wird und schon geringe Hellseiten eine verhältnismäßig starke nervöse Erregung auslösen. Bei den höheren Säugetieren, insbesondere Mensch und Affe, findet eine Münäherung der beiden Lippen Stäbchen und Zapfen sowohl der Gestalt wie auch der Aktion nach statt. Die Röhenglieder der Zapfen in der Retinamitte strecken sich zu fast zylindrischen Gebilden, Löffelgelenk fehlen in den schmal gerordneten Röhengliedern ganz. So wird das physiologische Verhältnis nach Zapfenfreitung und Pigmentverschiebung gering, und beide Vorgänge sind hier auch in Wirklichkeit nur in minimaler Stärke vorhanden.

Der Ursprung der Religion.

Von Heinrich Cunow.

Noch oft kann man, wenn man mit intelligenten Arbeitern in ein Gespräch über die Entstehung der Religion gerät, die Erklärung machen, daß sie in allen religiösen Glaubenslehren nichts anderes als schläne Erfindungen einer auf die Erhaltung ihrer Macht bedachten Priesterschaft seien. Aus der Urprünglichkeit ihres nicht historisch gezeichneten Denkens heraus fassen sie vielfach die Rolle der Religion im Lebensgang der Völker noch genau ebenso naiv auf wie einst der skeptische Materialismus des 18. Jahrhunderts, der in allen religiösen Auschamungen Erzeugnisse ironischen Selbstbetrugs oder Erdichtungen mächtiger Priesterfäisten sah.

Die Wissenschaftlich ist diese Stufe der Religionsbetrachtung heute längst überwunden. Auch das Entstehen, Werden und Vergehen der Religionen wurde als ein geschichtlicher Prozeß erkannt, der sich aus den Lebensbedingungen der Völker heraus nach bestimmten Gesetzen vollzieht. So wenig wie Recht und Sitte, sind auch die religiösen Vorstellungen eines Volkes etwas Zufälliges, sondern Ergebnisse der von diesem Volke geführten Daseinsfämpfe. Schon Johann Gottfried Herder gelangte in dem ersten Teil seiner „Sagen zur Geschichte der Menschheit“ (zuerst 1785 erschienen) zu der Auffassung, daß die religiöse Vorstellungswelt eines jeden Volkes „ein Abdruck der eigentlichen Art ist, wie es die Natur ausah“, und daß diese besondere Art der Naturanschauung einerseits wieder bestimmt wird durch die Beschaffenheit der angekauten Natur selbst, andererseits durch den aufs engste mit der Lebensweise zusammenhängenden Charakter des betreffenden Volkes. Seitdem hat durch das Studium der Sagen und Legenden alter Kulturvölker diese Erkenntnis manche weiteren Fortschritte gemacht. Zunier deutlicher erkannte die Religionsforschung den Zusammenhang der verschiedenartigen religiösen Vorstellungen der Völker mit ihrer Anschauungswelt, mit der Eigenart der von ihnen bewohnten Gegenden und mit ihrer Lebensführung, bis schließlich auch auf diesem Gebiete die materialistische Geschichtsauffassung den letzten entscheidenden Schluß zog, indem sie erklärte: Alle Religion ist nichts anderes als die phantastische Widerspiegelung, in den Köpfen der Menschen, der äußeren Mächte, die ihr Dasein beherrschen.

Über mit dem Begreifen des Entstehens und Vergehen der Religionen als eines sich nach bestimmten Gesetzen vollziehenden Entwicklungsprozesses war noch nicht entschieden, in welcher Reihenfolge dieier Prozeß verläuft, das

heißt, wie im einzelnen die Religionsformen aufeinander folgen und aus welchen Lebensverhältnissen heraus sie entstehen. Bald entspann sich um diese Frage ein heftiger wissenschaftlicher Streit, der noch heute andauert und die Religionsforscher in verschiedene Richtungen trennt.

Es ist eine alte Erfahrung, daß, wenn der Mensch beginnt, die ihn umgebenden gesellschaftlichen Zusammenhänge als Ergebnisse geschichtlicher Entwicklung aufzutragen und nach den ihnen vorangegangenen Vorstufen zu forschen, er immer dazu neigt, zunächst den Anfang der Entwicklung nicht gar weit von dem zur Zeit erreichten Endpunkt zu suchen und demnach Gestaltungen als ursprüngliche zu betrachten, die in Wirklichkeit Resultate langer Entwicklungsreihen sind. Das gilt auch von der modernen Religionsgeschichtsforschung. Zunächst glaubte man in den religiösen Vorstellungen, wie sie die fünf Bücher Moses und in ähnlicher Weise die Mythologien anderer alter semitischer Kulturstölker des Orients aufweisen, die Ursprünge der Religionsbildung zu erkennen; darauf gelangte man dazu, in den Göttermythen des vorgeschichtlichen Griechenlands ältere Entwicklungsstufen zu erblicken, und als dann mit der fortschreitenden Erörterung Ostasiens durch die Briten sich in der europäischen Gelehrtenwelt die Kenntnis der alt-indischen Sanskritliteratur verbreitete, da dachte man in den alten Schriften der arischen Jüder, besonders in der „Rigveda“ genannten ältesten Sammlung religiöser Lieder und Gebete, die Dokumente der ältesten Religionslehren gefunden zu haben. In der Sprache und der religiösen Gedankenwelt der Beden, deren Lieder teilweise bis ins zweite, dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung hinausreichen, sollten die ältesten Quellen der Religionsgeschichte stecken, und eifrig begann man nun den Sinn der altindischen Götternamen zu erforschen und den Vorstellungen nachzuspüren, die sich einst die über das Fünfstromland in Indien eindringenden Arier von den Eigenschaften und dem Wirken ihrer Götter gemacht

haben. So kam man dazu, die erste Stufe der Religionsentwicklung in dem Naturkultus zu finden, in jener Form der Religion, die darin besteht, daß die unbegriffenen Erscheinungen und Kräfte der Natur als göttliche Mächte gedacht und verehrt werden.

Am Grunde genommen ist es ein direkter Widerspruch gegen den Entwicklungsgedanken, die ersten Anfänge der Religionsgeschichte bei

drang, bereits eine höhere Kulturstufe erreicht hatte als die Germanen zu Cäsars Zeit, das in ausgedehntem Maße Viehzucht und Feldbautrieb, und zwar letzteren unter Anwendung tierbespannten Pflügen und Karren, das aus Balken und Steinen errichtete Häuser konnte, aus Wolle mannsfache Gewebe herstellte und aus Bronze, später auch aus Eisen, künstlerische Waffen und Schmiedegegenstände fertigte. Dennoch hatte die sprachforschende Richtung, die bei den alten Indianern die Anfänge der Religionsbildung zu finden vermeinte und in dem Erforder Professor Max Müller ihren Hauptvertreter fand, Jahrzehntlang auf dem Gebiet der Religionsforschung das Hauptfeld behauptet, und noch heute spielt sie eine bedeutende Rolle. Auch die vor 15 Jahren im Verlage von F. H. W. Tietz in Stuttgart erschienene kleine Schrift „Maurische und islamische Religion“ des früheren Verteil genossen Franz Lütgenau gehört dieser Richtung an.

Wohl standen von vornherein diese Aussichtung die Ergebnisse der ethnologischen (völkertümlichen) Forschung entgegen, denn diese hatte bei den niedrigst stehenden Stämmen Australiens, Afrikas und der ozeanischen Welt viel primitivere, rohere Kultiformen kennen gelernt, den sogenannten Ketischismus und Geisterglauben; aber die altphilologische Religionsforschung fand sich in ähnlicher Weise mit den ethnologischen Entdeckungen ab wie die christliche Religionslehre mit den bei wilden Völkern noch gewiesenen „unchristlichen“ Ehe und Familiensitten. Sie erklärte einfach, der Ketischismus sei nichts ursprüngliches, sondern eine später unter gewissen Umständen erfolgte Ent-



G. Marschall: Am Meer.

einem Volk zu suchen, das zu der Zeit, als die ältesten metrischen Texte (Sahihitas) des Rigveda geschrieben wurden, längst die untersten Stufen der Entwicklung überschritten hatte. Man sollte meinen, ursprüngliche Religionsformen könnten nur bei Völkern gesucht und gefunden werden, die noch auf den alleruntersten Stufen einer naturwissenschaftlichen Wildheit stehen, nicht aber bei einem Volk, wie dem der arischen Jüder, das, als es in das Fünfstromgebiet ein-

drang, bereits eine höhere Kulturstufe erreicht hatte als die Germanen zu Cäsars Zeit, das in ausgedehntem Maße Viehzucht und Feldbautrieb, und zwar letzteren unter Anwendung tierbespannten Pflügen und Karren, das aus Balken und Steinen errichtete Häuser konnte, aus Wolle mannsfache Gewebe herstellte und aus Bronze, später auch aus Eisen, künstlerische Waffen und Schmiedegegenstände fertigte. Dennoch hatte die sprachforschende Richtung, die bei den alten Indianern die Anfänge der Religionsbildung zu finden vermeinte und in dem Erforder Professor Max Müller ihren Hauptvertreter fand, Jahrzehntlang auf dem Gebiet der Religionsforschung das Hauptfeld behauptet, und noch heute spielt sie eine bedeutende Rolle. Auch die vor 15 Jahren im Verlage von F. H. W. Tietz in Stuttgart erschienene kleine Schrift „Maurische und islamische Religion“ des früheren Verteil genossen Franz Lütgenau gehört dieser Richtung an.

dringen in die religiöse Vorstellungswelt der heute bekannten niedrigstehenden Naturvölker zu gewinnen sucht.

Die ältere Religionsforschung sand das Motiv der Gottesverehrung in der Furcht; die neuere gebraucht dafür den Ausdruck: Abhängigkeitgefühl. Der Wilde sieht sich überall von Kräften umgeben, deren Wesen und Ursache er nicht versteht. Und von diesen Kräften fühlt er sein Wohl und Wehe abhängig. Er nimmt wahr, wie sie manchmal in sein Dasein eingreifen, und nun fühlt er aus innerem Drange, diese Angriffe abzuwehren oder sie nach seinem Ermessens günstig zu gestalten. Wovon aber fühlt der unberührte Mensch sich am meisten abhängig, das heißt, welche Faktoren greifen am tiefsten in seine Lebensweise ein?

Die oben erwähnte sprachforschende Richtung der Religionsforschung antwortet: die Naturerscheinungen, der Wechsel von Tag und Nacht, Blitz und Donner, Sturm und Erdbeben! Das dünkt dem, der die Psyche, das Gefühlsleben wilder Völkerstaaten nicht kennt, ganz plausibel, haben doch heute noch viele Kulturmenschen, wenn es donnert und blitzt oder der Sturm durch den Wald fegt, Angstgefühle und nehmen ihre Zuflucht zum Beten oder Absingen frommer Lieder. Aber der Naturmensch fühlt anders. Der Wilde, der im Urwald geboren wird, in diesem aufwächst und von Jugend an immer unter denselben Eindrücken der gleichen Naturerscheinungen steht, betrachtet diese mit anderen Augen als der städtische Europäer, der in eine Urwaldszenerie versetzt wird.

Den geheimen Schänder des Urwaldes", die „Majestät des über den Baumwipfeln sich wölbenden, sternensunkenden Himmels", die „grandiose Gewalt der entfesselten Elemente" empfindet er als etwas ebenso Natürliches wie wir den Wechsel von Tag und Nacht. Das Gefühl des Unbehagens beschleicht den im Wald aufgewachsenen Wilden erst, wenn er in eine ihm nicht vertraute Aufschauungswelt hinauskommt, wenn er zum Beispiel auf die weite Steppe oder Prärie versezt wird oder gar, wenn er in eine europäische Ansiedlung kommt.

Nicht die Naturerscheinungen, die er sich in steten Wechsel wiederholen sieht, wecken denn auch zunächst das Unbehagen, das Angstgefühl des naturwütigen Wilden, sondern ganz andere, von ihm als unbegreiflich empfundene Störungen seines Lebens. Vielfach empfinden sogar die Wilden, z. B. die Australneger, eine gewisse Freude, wenn der Gewittersturm losbricht und ihm der plätschernde Regen folgt; denn der Regen weckt in dem durch den Sonnenbrand ausgedörrten Boden neue Vegetation, die faulenden Flüsse und Krebsen füllen sich mit gewaltigen Wassermassen, und aus der feuchten Erde kommen allerlei Würmer und Insekten zum Vorschein, die ihnen als Nahrung dienen. Die Zeit nach solchen Gewitterstürmen ist deshalb für sie eine Zeit des Wohllebens.

Welche Einwirkungen sind es denn aber, die vom Wilden in seinem Dasein als größte schmerzhafte Störungen empfunden werden und sein Nachdenken wecken? Krankheit und Tod! Der Wilde bezieht in seinem naiven Egoismus alles, was er sieht, auf sich selbst — eine Eigenart, die wir übrigens auch noch bei vielen Kulturmenschen finden. Er ist sich gewissermaßen selbst das Zentrum seiner Umgebung, der Mittelpunkt und das Maß aller Dinge. Was ihm zuträglich ist, gilt ihm einfach als selbstverständlich oder, wenn man dieses Wort gebrauchen darf, als normal; was ihn dagegen in seiner natürlichen Lebendigkeit stört, hindert und peinigt, ist etwas Außergewöhnliches, Anormales. Und was ihm als ganz natürlich, als der gemeine Lauf der Dinge erscheint, das beschäftigt sein Denken.

seine Phantasie nicht. Sein Nachdenken richtet sich nur auf das, was er als fremdes, anomales Eingreifen in sein Leben empfindet.

Als ein solches anomales, schmerhaftes Eingreifen aber empfindet er in erster Linie Krankheit, resp. körperlichen Schmerz, und Tod. Der ließtende Wilde begreift, wie wir das vornehmlich beim Australneger deutlich sehen, die Natürlichkeit des Todes nicht. Das Gesetz, daß alles, was ist, zum Vergehen bestimmt ist, und daß der Tod nichts als einen natürlichen Abschluß des Lebens bildet, begreift er nicht. Er sieht, wie das Tier, das in seiner Umgebung lebt, nur dadurch stirbt, daß es entweder von ihm oder von einem anderen Tier getötet wird, und so ist ihm auch nur der Tod eines Menschen durch Gewalt im Kampf oder durch einen Unfall verständlich, nicht aber das Absterben eines Menschen ohne erkennbaren äußeren Anlaß, aus innerer Entkräftigung oder innerer Krankheit. Und ebenso wenig begreift er, daß jemand ohne äußere Wunden innere Schmerzen fühlt. Hinter solchen Eingriffen muß ein geheimnisvoller, äußerlich nicht sichtbarer Einfluß, eine fremde Kraft oder Macht stecken. So nehmen denn auch die Australneger an, daß, wenn jemand innerliche Schmerzen fühlt, auf geheimnisvolle Weise durch fremde, übernatürliche Macht irgendein Stein, Dorn, eine Speerspitze oder dergleichen in seinen Körper gelangt sein muß. Dass jemand Schmerzen fühlt, wenn beim Wandern ein Dorn in seinen Fuß dringt oder ihm im Kampfe der Gegner den Speer in die Brust stößt, das wissen sie aus alltäglicher Erfahrung; daß aber auch jemand solche Schmerzen empfinden kann, ohne verletzt zu sein, das ist ihnen unerklärlich, und so nehmen sie in ihrer naiven Folgerungsweise einfach an, auf irgend eine geheimnisvolle Weise, durch Zaubergewalt o. dergl., müsse ebenfalls ein Dorn oder Stein in den Körper des Klagenden hineingelangt sein.

Da der Wilde die wirkliche Ursache der Wirkung, die so drohend und schmerhaft in seinen engsten Lebenskreis eingreift, nicht zu erkennen vermag, schließt er also kurzweg auf eine unsichtbare, geheime Ursache, d. h. auf einen unbekannten, mit außergewöhnlichen Fähigkeiten ausgestatteten Urheber. So gelangt er zur Annahme der Existenz von übernatürlichen mächtigen Wesen, Geistern, Gespenstern, Schemen, die jene ihm unerklärliche Wirkung hervorbringen. Wie diese „Geister" im einzelnen beschaffen sind, das weiß er selbst nicht; doch stellt er sie sich meistens in Menschengestalt vor. Das ist begreiflich, wenn wir in Betracht ziehen, wie sich der gläubige Kulturmensch noch heute seine Götter oder seinen Gott vorstellt. Nach der christlichen Lehre ist Gott ein Geist ohne Fleisch, ohne Bein, ohne materiellen Körper; die menschliche Phantasie kann sich aber ein derartiges Körperloses Wesen nicht vorstellen, und so stoßen wir, wenn wir bei den Gläubigen nachforschen, wie sie sich ihren „Gott, den Vater" oder „Gott, den heiligen Geist" denken, doch letzten Endes immer wieder auf die Vorstellung einer menschengleichen Gestalt, die jeder nach seiner eigenen Individualität verschieden erschaut und ausstattet. Wie unklar selbst heute noch die Gottesvorstellungen der gläubigen Christen sind, auch wenn sie Theologie studiert haben, kann man leicht erproben, wenn man sie fragt, wie sie sich den „Heiligen Geist" vorstellen, welche Gestalt diese Gottheit hat, welche Funktionen sie verrichtet, worin sie sich von „Gott, dem Vater" und „Gott, dem Sohn" unterscheidet, worin die Besonderheit ihres persönlichen Wesens im Vergleich zu diesen beiden Gottgestalten besteht. Man erhält nichts als ausweichende, unbestimmte Redensarten mit der stetig wiederkehrenden Begründung, daß, wenn man nicht genau sagen könne, was eigentlich der Heilige Geist sei, es doch einen geben müsse, da die heilige Kirche seine Existenz be-

hauptet. Die Welt des Glaubens ist eben nicht die Welt der scharfen, exakten Begriffe.

Noch viel weniger ist natürlich der Wilde mit seiner Geisterwelt im klaren. Forscht man nach der Gestalt und den Eigenschaften seiner Geister, so erhält man die Antwort, es handle sich um etwas sehr Mächtiges, Gewalttägliches und Böses, von dem aber der Gefragte selbst nicht genau sagen könne, was es eigentlich sei.

Oft werden die Geister einfach als unheimirende Schemen der Verstorbenen bezeichnet. Und tatsächlich, so unbestimmt der primitive Geisterglaube der Wilden auch sein mag, so stößt man doch in ihm überall auf die Vorstellung, daß mit dem Tode nicht der ganze Mensch stirbt, sondern sich vom regungslosen Toten nur etwas getrennt hat, nämlich die Kraft, die ihn früher bewohnte, „das Leben", und daß dieses unsichtbare Leben, abgeschieden vom leblosen Körper, irgendwo unberührt und an anderen Dingen seine Kräfte ausläßt.

Zu dieser Vorstellung hat vor allem die Erscheinung des Träumes beigetragen. Der Wilde versteht nicht, daß der Traum nur ein Erzeugnis seiner Hirntätigkeit ist. Für ihn sind die Traumbilder, d. h. die zusammenhängenden Reihen von Erscheinungen und Ereignissen, die er im Traum wahnen kann, nicht nur ein Spiel seiner geschäftigen Phantasie sondern sie existieren in Wirklichkeit. Wie heut noch so mancher Übergläubige unter uns glaubt, daß die sogenannten Seelen der Verstorbenen, die ihm im Traume erschienen sind, ihn wirklich besucht haben, um ihm irgendwelche Warnungen zu erteilen, so glaubt auch der Naturmensch, daß der Verstorbene, den er im Traum erblickt, der abgeschiedene Geist des Treffenden ist. Und wenn er sich selbst im Traum handeln sieht, so erklärt sich das einfach daraus, daß während seines Schlafes eben der in ihm wohnende Geist entwichen ist und nun, anders wo vagabondierend, das vollbringt, was ihm der Traum vorspiegelt. Ein Australneger, der des Nachts von sich selbst geträumt hat, behauptet fest und steif am nächsten Morgen, daß während seines Schlafes sein Geist aus ihm gewichen sei, die im Traum erblickten Taten begangen habe und dann in den solange regungslos dasliegenden Körper zurückgefahren sei. Und ebenso glaubt der Hawaier, daß im Traum der Körper lang hingestreckt zurückbleibt, während „ke ola ana", das „Leben", den Körper verläßt und umhervagabondiert. Rehrt aber das Leben nicht zurück, dann erwacht der Körper nie wieder, er stirbt; während das Leben als Ahuna, d. h. vom Körper gefrennter Geist, umher schwirrt. Und ähnliche Vorstellungen finden wir bei vielen anderen Völkern dieser Stufe.

Die Religionsgeschichtsforschung hat diesem Geisterglauben, der die Welt mit geheimnisvollen Wesen, meist den Geistern Verstorberner, bevölkert sieht, den Namen „Animismus" (abgeleitet von dem Worte anima, die Seele, das innere Leben, der Atem) gegeben. Doch umfaßt dieses Wort verschiedene Phasen des Geisterglaubens; denn natürlich begnügt der Mensch sich nicht mit der Erkenntnis, daß die Geister ihm schaden können. Haben die Geister die Kraft, zu schaden, so gilt es vielmehr, Mittel und Wege zu finden, ihre Eingriffe möglichst abzuwehren, sie durch Beschwörungen oder freiwillige Spenden fernzuhalten oder sie irgendwie durch Bitten oder Achtungsbeweise günstig zu stimmen. Außerdem gelangt er im weiteren Verlauf dazu, zwischen den verschiedenen Geistern zu unterscheiden, sie in feindliche (die abgeschiedenen Seelen der Mitglieder feindlicher Horden oder Stämme) und in mehr oder minder gutgesinnte Geister (die Seelen der eigenen Ahnen) zu teilen, sowie ihnen nach und nach besondere Funktionen, schädliche und gute, zuzuweisen. So entstehen besondere Arten von Geistern. (Schluß folgt)

Huf festung.

Erzählung von C. Voß.

(Fortsetzung)

Das Mittagessen wollte mir nicht schmecken, obwohl ich so hungrig wie alle Tage war. Jede Ansrede in der Stube ärgerte mich und die Unruhe ließ mich nicht los. Ich war froh, als die Pause vorbei war, bei der Arbeit brauchte ich mir nicht soviel Gewalt anzutun. Aber der Nachmittag dehnte sich endlos lang. Manchmal sah ich nach dem klaren Himmel, ob nicht eine weiße dunkle Wolkenwand als Bundesgenosse herbeiziehen wollte, aber es blieb klar. Nur ein tiefer leichter Dunst breitete sich um Sechs aus. Wenn er sich doch zum Nebel verdichten wollte! Knüppfer war viel ruhiger als ich. Mit barfuß gleichgültiger Miene sprach er zu dem Sergeanten, mit dem er sich oft ein wenig, allerdings recht vorsichtig, zu streiten liebte. Zeit sprachen sie über neutrale Farben, und Knüppfer wollte das Grünblau nicht dazwischen wissen, für das sich der Sergeant ins Zeug legte. Da von sprangen sie zu seldmäßigen Uniformen über, und sie bescherten alle die alten Sachen noch einmal durch. Knüppfer zeigte dabei eine Ruhe und Geistesgegenwart, die ich in diesem zerstörten Körper nicht gesucht und die ich nicht besessen hätte. Aber er plauderte, als wenn mir nichts bevorstände. Und dabei ging die Zeit so unglaublich langsam hin.

Eindlich schlug es Sieben. Ich spähte nach Knüppfer. Er drehte sich einmal kurz um und sah mich einen Moment an. Ich ließ die Turmuhr nicht mehr aus den Augen. Draußen hatte die Dämmerung begonnen und in den Ecken des Zimmers hockte schon die Nacht. Nun war es ein Viertel. Der Moment der Entscheidung war da. Ich schöpfe noch einmal tief Atem, dann nahm ich den Kasten, worin wir uns die Kreide gewöhnlich zutrugen und wandte mich zum Sergeanten. „Ich will noch einen Kasten voll Kreide holen und einweichen, dann hält uns das am Montag nicht so sehr auf.“

„Zeit noch?“

„Ja.“

„Na, dann kommen Sie!“

Ich ergriff den Kasten und stürzte hinterher, der Sergeant kam langsam nach. Im Magazin war es schon sehr finster und es dauerte einige Minuten, ehe ich die Tonne gefunden hatte. Der Sergeant stand draußen am Türpfosten und achtete nicht auf mich. Ich löste langsam den Reifen, der den Deckel der Tonne festhielt, schlug die noch darin steckenden Nägel um, jeden einzelnen, sorgfältig und langsam. Über nun fehlte mir plötzlich das Empfinden für die Zeit. Wie lange waren wir schon unten? Fünf Minuten? Oder war es eine Viertelstunde? Ich konnte es nicht sagen. Um sicher zu gehen, wartete ich noch eine Weile. Dann holte ich den Kasten, den ich in der Nähe der Tür niedergelegt hatte, und versuchte den Schornstein zu seben, aber es war schon zu finster; er war von hier aus wohl überhaupt nicht zu erblicken.

„Beeilen Sie sich nur etwas, oben auf dem großen Saale machen sie eben Feierabend.“

Ich frohlockte, die Zeit war vorüber! Trotzdem bewilte ich mich nicht beim Füllen des Kastens. Nachdem auch das getan war, ging ich, zwar mit klopfendem Herzen, aber doch mit ökzelerlicher Gelassenheit mit meinem Kasten zum Turm zurück. Als wir die erste Treppe erstiegen hatten, blieb der Sergeant zurück.

„Halten Sie sich nicht mehr auf.“

„Nein, ich schütte nur den Eimer voll,“ sagte ich und stieg in unser Zimmer. Oben war es leer. Der Muzeiner lag umgeworfen, ich stellte ihn wieder auf. Der Schutthaufen war auseinander gewühlt, ich schob ihn mit dem Fuß etwas zusammen. Gern hätte ich einmal in den Schornstein geschaut, aber ich hütete mich,

etwas zu tun, was meine Kenntnis von der Flucht hätte vermuten lassen können.

„Ich will die Fenster schließen,“ rief ich hinab; nicht um auf Ordnung zu halten, sondern um ohne Verdacht zu erregen, hinaus sehen zu können. Gespannt sah ich hinaus und strengte mich an, klar zu sehen, aber ich konnte nichts wahrnehmen, die Dunkelheit war schon zu stark. Aber etwas anderes sah ich, was mich beruhigte: Der Posten stand etwa fünfzig Meter von Knüppfers mutmaßlicher Fluchtlinie ruhig hinter der Mauer, im Scheine einer Petroleum Laterne. War er schon hinüber? Oder sauste er noch im Hofe? Ich ging wieder hinab und als ich zum Sergeanten kam, lopste ich meine Mühe aus und fragte gleichgültig: „Der andere ist wohl schon unten?“

„Knüppfer?“ sagte der Sergeant etwas erschrocken, und nach einer Pause meinte er: „Sie wird sich wohl unten in der Küche waschen.“

Die Gefangenen standen schon im Hofe. Der Feldwebel gab den Unteroffizieren Anweisungen, und die Gefangenen sprachen leise miteinander. Der Sergeant trat zu den anderen Unteroffizieren und ich trat zu meiner Abteilung. Dann ließen die Unteroffiziere aus einander, zu ihren Abteilungen und zählten die Gefangenen.

Der Feldwebel rief: „Erste Abteilung, alles da?“ „Alles da!“ „Zweite?“ „Alles da!“ „Dritte?“

Zeit musste es kommen, das war Knüppfers Abteilung. „Alles da!“

Ich erschrak und versuchte Knüppfers Gestalt zu erkennen. Dort, wo sein Platz eigentlich sein musste, stand er nicht.

Es ging weiter. Die Belegschaft war vollständig da. Da begab sich der Unteroffizier der dritten Abteilung zum Feldwebel. Sie wechselten einige Worte, dann schritt der Feldwebel vor die Mitte der Front und donnerte mit seiner gefürchteten Stimme:

„Wo ist Knüppfer?!“

Kein Laut antwortete und eine unheimliche Spannung legte sich auf alle.

Der Sergeant war zum Feldwebel gegangen und hatte etwas zu ihm gesagt.

„Reden Sie nicht! Sie sind für die Leute verantwortlich, die Sie zugeteilt kriegen! Wo ist der andere Kerl, der die Stube mitmalt? Hierher!“

Ich ging hin.

„Wo ist Knüppfer geblieben?“

„Ich weiß es nicht. Ich bin mit dem Sergeanten ins Magazin gegangen und als ich zurückkam, war Knüppfer nicht mehr oben. Ich habe das dem Sergeanten sofort gemeldet.“

„Wo ist er geblieben! Das sollen Sie sagen!“

„Ich weiß es nicht.“

„Zurück! Die Leute abrücken! Die Unteroffiziere und das Wachkommando hierher!“

Wir wurden in die Stuben geführt. Draußen erteilte der Feldwebel Befehle an die Unteroffiziere. Mehrere Patrouillen begaben sich eilig in die verschiedenen Gebäude und suchten nach dem Vermissten. Oben auf den Dächern ließen sie hin und her, nur auf das Dach des Turmes konnten sie nicht, denn das war höher gelegen und ohne Leiter nicht zu erklimmen. Neben dies eilige Durcheinander verging wohl eine Viertel-, vielleicht auch eine halbe Stunde. Dann erlöste das grelle Gewimmel der Bastionsglocke, das die Schenden auf den Hof zurückrief: Der Hauptmann, der kommt. Ich fühlte, daß jetzt eine schwere, gefährliche Zeit für mich nahte; daß ich Worte und Mienen ziemlich bewachen müßte, wenn ich den

sicher aufleimenden Verdacht meiner Mittäterschaft entkräften wollte. Schon auf der Stube bei den Gefangenen hatte sich dieser Verdacht geregt; ich war ihm erst ganz rubig, nachher mit gut gelungener Entrüstung entwegen getreten. Dann hatte ich gesagt und gestucht, daß mir so etwas noch in den letzten vierzehn Tagen passieren müsse, und mich schließlich wie ein Verzweifelter, der mit seinem Schmerz allein sein will, in meinen Bettwinkel gesetzt. Dort dachte ich über die Sache nach und fand, daß ich auf dem besten Wege war, nach aus der recht brenzlichen Situation hinauszulügen. Mir kam ja auch zu statthen, daß der Sergeant nichts davon wußte, wie Knüppfer und ich bekannt geworden waren, und daß er uns immer für gegenseitige Rivalen gehalten hatte. Sein Zeugnis war für mich doch das wichtigste.

Als ich die Stimme des Hauptmanns hörte, wußte ich sofort, was kommen würde. Bald kam dann auch ein Unteroffizier, der mich auf den Hof führte. Ich hatte den Hauptmann vom ersten Zusammenkommen an für einen kommandierenden Hauptmann gehalten und hatte darum gar keine Angst vor dem nun folgenden Bericht. Wie ich erwartet hatte, schaute er mich scharf an. Ich antwortete ruhig auf seine aufgeworfenen Fragen. Zeit erst erkannte ich, wie hochwichtig meine Beweisung zum Sergeanten gewesen war, daß Knüppfer schon unten sei. Ich hatte meine Pflicht getan und das Verschwinden Knüppfers gemeldet, das mußte der Sergeant bestätigen. Zu seinem Uobeit; denn der Zorn des Hauptmanns lebte sich nun ganz gegen ihn. Damit war ich entlassen.

Zwischen war die Verfolgung nach allen Richtungen hin aufgenommen worden. Von dem in der Stadt stehenden Feldartillerieregiment war, wie ich in den folgenden Tagen erfuhr, eine reisende Abteilung alarmiert, die in viele Patrouillen verteilt, nach allen Richtungen in die Nacht tröpfelte.

In den Stuben summte es. Alle waren aufgerückt und besprachen den Vorfall. Wenn eine Flucht aus der Position war selten, und die wenigen, deren sich die ältesten Gefangenen erinnern konnten, waren alle missglückt. Man zweifelte allgemein auch nicht daran, daß Knüppfer bis morgen wieder eingebrochen sein würde. Das schien auch der Wunsch der meisten zu sein. Ich hütete mich, dem zu widersprechen, und im Ernst glaubte ich selbst nicht, daß Knüppfer sich lebend über die Grenze retten würde. Da niemand außer mir wußte, wie er die Flucht bewerkstelligt hatte, so würden die verschiedensten Maßnahmen laut. Einige glaubten, er habe sich in den Latrinen versteckt und sei noch gar nicht fort von der Position. Andere meinten, er habe die Mauer nach der Stadtseite übersprungen und halte sich in der Stadt verborgen, wo angeblich derartige Schlupfwinkel sein sollten. Dieser Meinung summte auch ich bei; ich glaubte ihm damit zu helfen, daß ich für eine falsche Fährte eintrat. In der Stadt wurde dann auch tatsächlich eifrig gesucht.

Ich lag noch lange im Bett, ehe ich einzuschlafen vermochte. Als ich endlich eingeschlafen war, träumte ich, Knüppfer sei bei dem Versuch, aus dem Raum zu entkommen, von der schweren Platte erdrückt worden und liege oben, die Arme mit den im Todeskampf geballten Fäusten abwärts gestreckt, mit zerbrochenem Genick auf dem Schornstein. Dies Bild verfolgte mich durch meine Träume. Oft wachte ich auf und dann hielt ich den Traum für Wahrheit. Ich sagte mir, daß er gar nicht entkommen sein könne, sondern beim ersten Hindernis schon umgekommen sei.

(Satz 104)

Heidegang.

Du und ich! Die Heide
Überrauscht Dein Kleid.
Waldentlang wir beide
Durch die Abendzeit.

Will der Tag sich senken
Ferne Nebel wehn.
Doch durch unser Denken
Lichte Schimmer gehn.

Goldnen Sonnentagen
Sproßte Keim zu Keim,
Köstlichkeiten tragen
Unsere Herzen heim.

Wundersames Schweigen
füllt des Fühlens Flur,
Heimlich nickend steigen
Blüten, Blüten nur.

Alle Tiefen trinken
Rosenrote Flut,
Graues Abendsinken
Träumt der Frühe Glut.

Zitternd durch die Seelen
Harzt ein heilig Lied,
Seligstes Befehlen
Durch die Töne zieht.

Unser Fuß muß stocken. —
Glück, wie glänzt Dein Dach!
Müde Heideglocken
Werden staunend wach.

Franz Diederich.

Mietpreise im Mittelalter. Das 12. und 13. Jahrhundert brachte den deutschen Städten eine Periode stürmischen Aufblühens und mächtiger Entwicklung. Die persönliche Sicherheit und die anfänglich leichte und ausreichende Existenzmöglichkeit im städtischen Handel und Gewerbe lockte Massen Neuziehender hinter die Mauern der Städte. So groß war der Zugang, daß sich gar bald Mangel an Platz in den ohnehin meistens zu klein angelegten Städten fühlbar machte und damit die gleiche Begeisterung gezeigt wurde, die auch heute noch die gleichen Umstände zur Folge haben, nämlich die wucherische, sprunghafte Preissteigerung von Grund und Boden, von Häusern und Mieten.

Verschärft und zu einem dauernden Zustande gemacht wurde dieser städtische Grund- und Bodenmangel noch besonders durch die später ganz allgemein übliche Forderung der damaligen Mietverwaltungen, daß nur noch demjenigen der Neuzeichnenden das Bürgerrecht erteilt wurde, der sich vorher in der Stadt ansässig gemacht und ein eigenes Grundstück erworben hatte. So mußte in Zürich ein jeder, der Bürger in der Stadt werden wollte, entweder ein Haus kaufen oder eins bauen. In den meisten Städten war anfänglich das Bürgerrecht überhaupt an den Besitz eines, wenn auch noch so kleinen Grundstücks geknüpft. Das Stadtrecht von Freiburg i. Br. sagt in dieser Beziehung 1275 und ist er ein burger, so sol man inne sin hus, da er burger an ist" usw. — deswegen zog auch bis in das späte Mittelalter hinein die Aufgabe und der Verkauf des städtischen Grundbesitzes den selbstverständlichen Verlust des Bürgerrechtes nach sich.

Ganz schlimm war daher später die Lage derjenigen, die gezwungen waren, zur Miete zu wohnen. In Frage kamen dabei vor allem die kleineren Meister und jüngeren Söhne des Handwerkers, denen die Zunftschöpfungen obendrein ausdrücklich verboten, in die billigere Vorstadt zu ziehen. Ihren politischen Rechten tat der Mangel an Erb und Eigen in diesem Falle keinen Eintrag.

Es war im Mittelalter aber gar schwer, im Vierkranz der Stadtmauern eine passende Wohnung zu finden. Denn Mietkasernen im heutigen Sinne kannte jene Zeit gar nicht. Jeder Besitzer bewohnte im allgemeinen mit seiner Familie sein eigenes Grundstück, das ohnehin in den meisten Fällen nur eben soviel Raum bot, als absolut notwendig war. Mietbare Räume waren aus diesem Grunde außerordentlich knapp. Taten heute schon viele Besitzer absoluter Mietkasernen so, als erweisen sie den Mietern eine Gnade, sie für schweres Geld in ihre Häuser aufzunehmen, so war dies damals noch im

* Aus dem empfehlenswerten Gedächtnisbuch „Die weite Heide“ (München u. Leipzig, Georg Müller, Pr. 2,50 M.), in dem Franz Diederich prächtige Stimmungen und tiefe Empfindungen gibt, die in der zeitgenössischen Welt einzigt in ihrer vollendeten Schönheit daheilen.

- Beram. Redaktion: L. Salomon Leisen, Berlin (Niederschönhausen). - Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. - Druck: Rompdis Buchdruckerei, Berlin SW. 08.

ungleich höheren Maße der Fall. Dedenfalls nützte so ein mittelalterlicher Hauspächter seine günstige Lage auf das unverschämteste aus. So war den Mietern ganz allgemein die vollständige Unterhaltpflicht der gemieteten Räume vorgeschrieben, so man unterteile dem Abmietet sogar zu jährlich im Interesse des gemieteten Grundstücks eine bestimmte Summe zu verbauen, oder im Brandfalle es auf eigene Kosten neu anzubauen. Ein Mietervertrag scheint in dieser Beziehung derjenige des Stiftes St. Johanna in Mainz vom Jahre 1321 zu sein. Das Stift verpachtete nämlich ein Haus und einen Hof dasselbigen an einen Bauter und einen Spengler samt deren Ehefrauen, die Sitte, die Ehefrau nur für die Wohnung hasten zu lassen, konnte man also damals schon unter folgenden Bedingungen: a) um einen jährlichen Hauszins von 9 Schillingen tönlisch, b) einen Bodenzins von 7½ Schillingen mainzisch, c) die Mieter müssen in Jahreszeit 6 Pfund Heller verbauen, d) wenn das Haus abbrennt, müssen die Abmietet es auf ihre Kosten wieder aufbauen.

Dabei waren die Mietpreise ganz unverhältnismäßig hoch. Au und für sich finden sich Berichte über mittelalterliche Wohnungsmieten in den damaligen Chroniken relativ spärlich, aber schon dies Spärliche zeigt deutlich, daß Mietpreise vom fünften bis zum dritten Teile des gesamten Hauswertes durchaus nichts Seltenes waren.

Von vornherein muß angenommen werden, daß die Grundrente in den Städten in jener Zeit doppelt so hoch gewesen ist wie in der unsrigen, da ja auch der normale Geldzins doppelt so hoch stand wie heute und ein Zinsfuß von 10 Proz. als allgemein üblich galt. Daher wurde in Oppenheim a. Rh. im Jahre 1290 z. B. ein Haus, höchstens 100 fl. wert und nicht für ein Gewerbe bestimmt, mit 11 fl. pro Jahr verpachtet. 1304 zahlte man in Dortmund für ein dem Johann Weermann gehöriges Haus, auf 18 Ml. Gesamtwert geschätzt, einen jährlichen Mietzins von 3 Ml., also 16½ Proz. des Hauswertes. Ein anderes, dem gleichen Besitzer gehöriges Haus, 10 Ml. wert, war für 3 Ml. 7 Schillinge vermietet, brachte also 30 Proz., wieder ein anderes, ebenfalls 10 Ml. wert, ergab 2 Ml. 7 Schillinge Miete, also 22 Proz. Grundrente. Ganz besonders hoch im Preise standen Gewerbe- und Ladenlokale. So hatte das Kapitel zu Lausanne vor dem Dome eine Goldschmiedewerkstatt, die 7 Schilling Zins gab. 1227 kaufte das Kapitel die Werkstatt von der Witwe des Besitzers für 22 Schillinge zurück, die Werkstatt hatte also über 33½ Proz. Rente gebracht. Auch einzelne Räume und Kammern werden besonders zu Werkstattzwecken zu ganz erstaunlichen Preisen abgemietet. Kellerräume bringen auch im Mittelalter schon anständige Einnahmen. In Oppenheim findet sich im Jahre 1333 Kellermiete für einen Handwerkerman von 1 Pfund 6 Schilling Heller pro Jahr. Man sieht, wie die Mieter nur froh sind, für schweres Geld irgendwo unterzukommen zu können. Bei solch exorbitanten Mietpreisen und bei der Knappheit der zur Verfügung stehenden Räume war es denn kein Wunder, daß im Mittelalter das Zusammenpferchen der Bewohner, nicht nur in den ärmeren Quartieren, und die dadurch verursachten sanitären und sozialen Missstände fast noch grauenhafter waren als dies selbst heutzutage der Fall ist. Um nur ein Beispiel anzuführen, so lebten 1629 auf dem Eschenberger Hofe in Winterthur 93 Personen in zwei Stuben. Von jener Stadt, die doch schon im Mittelalter recht anscheinlich war, erzählt der Chronist, daß selbst in besseren Familien damals der Herr, die Frau und die Kinder, die Mägde und die Knechte nur in einer Stube lebten und schliefen. Auf dem Lande kamen dann, zumal in Winterszeiten, noch das liebe Hansbich, vor allem die Hühner dazu. Die wucherische Ausnützung von Grund und Boden ließ sich natürlicherweise nur so lange durchführen, als eine Stadt im guten wirtschaftlichen Gedeihen sich befand. In allen solchen Städten läßt sich denn auch ein regelmäßiges Ansteigen der Mietpreise von 100 zu 100 Jahren nachweisen. In Winterthur zahlte z. B. 1579 der Schulmeister für sein Haus 5 Gulden Miete, 1655 kam das gleiche Haus schon deren 12. Ging aber eine Stadt wirtschaftlich zurück, kam sie wegen Fehde, Seuchen oder sonstigem Unglück in Verfall, so zeigte dieser dann regelmäßig einen furchtbaren Grund- und Bodenkraach. Typisch ist in dieser Beziehung ein Beispiel aus der freien Reichsstadt Dortmund. Nach der großen Feuersbrunst von 1389 gegen Eickhöhn und den Grauen von der Markt kam die ehemals blühende und außerordentlich reiche Stadt in sprunghaften Verfall. Wer irgend konnte, wanderte aus, zumal all die ehemals wohlhabenden Handelsfamilien. Dadurch sank der steuerpflichtige Grund und Boden des Stadtbezirks Westerbauerschaft von 111 043 fl. im Jahre 1396 auf 61 268 fl. im Jahre 1443, um 1144 auf 55 732 fl. zurückzugehen. Noch rapider war der Rückgang in der Löster-

beuerschaft. 1396 wurde deren Vermögen an Grund und Boden noch auf 77 480 fl. 1443 jedoch nur noch auf 24 743 fl. berechnet.

Die Pariser Presse am Schlusse des ersten Revolutionärsjahres (1789). Die meisten der 1789 gegründeten Zeitungen erschienen im Ottabformat, Tagesblätter gewöhnlich 8 bis 16 Seiten stark, nur einige wenige, wie z. B. das „Journal de Paris“ und der „Patriote français“, im Quartformat, und nur ein einziges Blatt, der „Moniteur universel“ im Folioformat, wofür er von seinen Konkurrenten blättern weidlich als „Windfänger“ und „Whiffahne“ verspottet wurde. Nebenbaupt herrschte fast unter den Blättern der gleichen Richtung niemals das beste Einvernehmen. Alle Zeitungen waren im Privatbesitz, und ihre Herausgeber suchten nach allen Regeln der Kunst sich gegenüber Männer und Abonnenten wegzusagen. Sie unterboten sich nicht nur im Preise, sondern sie ließen auch zeitweilig ihre Blätter unisono in den Pariser Straßen verteilen oder auf den Straßenzügen anstecken; wobei sich um die besten Ecken oft höllische Ränke entspannen. kaum hatte einer der Austräger ein royalistisches Blatt an die Wand hängt, so kam ein anderer und stieß ein demokratisches darüber, und noch war von diesem demokratischen nicht trocken, so nahte schon ein drittes und „plataire“ wie man damals sagte liberal-konsstitutionelles Journal.

Diesem äußerlichen Kampfe um den Absatz entspricht der innere Kampf um die verschiedenen politischen Forderungen. Die allgemeine unbestimmte Freiheitswürmerei, die in der ersten Zeit nach dem Zusammentritt der Stände durch die revolutionären Blätter stürmt, verschwindet sich mehr und mehr. Bald zeigt sich, daß an dieselben Schlagwörter an dasselbe Wort „Freiheit“ oder „Gleichheit“ verschiedene Bevölkerungsschichten ganz verschieden Begriffe und Forderungen knüpfen. Die in den wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Schichten begründeten Gegensätze prallen aufeinander, und an der ganzen Linie töbt ein erbitterter politischer Kampf. Nebenbei ist den Ständen der Presse zu Beginn des Jahres 1790, dann ergibt sich eine gewaltige Veränderung der politischen Lage seit dem Zusammentritt der Stände. Vereinigt ist eine schöne Illusion, die in dem dritten Stand eine wenn auch nicht gleichartige, so doch von dem gleichpolitischen Streben besetzte Klasse sah. Die schieren Unterschiede, die zwischen dem Adel und dem Bürgertum bestanden, haben sich verwischt. Die wohlhabende Bourgeoisie, vornehmlich der Teil der letzteren, der aus hohen Beamten, angesehenen Gelehrten und Finanzleuten besteht, hat sich der monarchisch-konsstitutionellen Aristokratie mehr und mehr genähert, während andererseits zwischen der hohen Bourgeoisie, dem Mittelstand und den unteren Volkschichten der politisch-wirtschaftliche Gegensatz sich wesentlich verschärft hat, so daß die reiche Bourgeoisie von den unteren Volksklassen bereits vielfach trennen, als vom Hof- und Adel. Die Einheitlichkeit des dritten Standes existiert nur noch als Phrase. Zu Wirklichkeit hat die revolutionäre Kampf schon innerhalb des dritten Standes fast alle jede Klassengegenseite hervertrieben, die in den folgenden Jahren sich in politische Parteibildungen umsehen; nur erscheinen die Gegenseite noch nicht so scharf gegeneinander abgegrenzt. Die wohlbegüterte gemäßigt-liberale Schicht des Bürgertums findet die Vertretung ihrer Interessen im „Journal de Paris“ und der „Gazette nationale“, die liberale Geschäftsbourgeoisie vornehmlich in der „Chronique de Paris“, im „Courrier de Provence“, im „Patriote français“ und dem „Courrier de Paris“, die akademische Jugend, die Literaten und Musizisten in Compte Desmoulins „Révolutions de France et de Brabant“, die radikale halbproletarische Anteilsgenossenschaft und der radikale Teil der intelligenten Kleinbürgerschaft in der „Révolutions de Paris“, der kleine Handwerker- und Beamtenstand sowie die Elite der Arbeiterschaft in Marais „Ami du Peuple“.

Jede der politischen Gruppen hat bereits ihre Zeitung, wenn auch der Kreis der Arbeiter und Kleinmeister, die Marais Blatt lesen, vorerst noch nicht groß ist, da der größte Teil der eigentlichen Arbeiterschaft infolge der miserablen Schulverhältnisse überhaupt nicht lesen kann oder doch ihre Lesekunst nicht so weit reicht, als zum Verständnis des „Volksgenossen“ erforderlich ist. Erst später gelingt es später mit seinem „Père Duchesne“ tief in diese Schichten einzudringen.

Aus Heinrich Gunows Iesenswertem Buch: „Die revolutionäre Zeitungsliteratur Frankreichs während der Jahre 1789–1794.“ Berlin, Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Preis 5,50 M.

Nachdruck des Inhalts verboten!